

## Gastkolumne

## Lassen wir uns von der EU nicht in die Enge treiben

Es pressiere mit dem Abkommen zwischen der Schweiz und der EU, heisst es. Das gilt für Jean-Claude Juncker. Die Schweiz hat Zeit



Paul Widmer

Es heisst, EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker sei ein Freund der Schweiz. Mag sein. Klarer ist etwas anderes. Er möchte seine eher glanzlose Amtszeit noch mit einem Erfolg krönen. Da bietet sich indes wenig an - ausser einem Rahmenvertrag, der die Schweiz stärker in die EU einbindet. Deshalb wohl forderte er den Bundesrat auf, endlich vorwärtszumachen. Er meinte, die Unterzeichnung müsse noch diesen Herbst erfolgen, sonst sei es zu spät; seine Zeit in Brüssel laufe ab - und dann könne die Schweiz sehen, wie sie ohne ihn weiterkomme. Ist also Eile geboten?

Steht jemand unter Zeitdruck, ist es der scheidende Kommissionspräsident, nicht wir. Die Schweiz kann mit ihrem derzeitigen Status einigermassen zufrieden sein. Dieser ist immerhin so gut, dass sich Briten schon fragten, ob Grossbritannien nach dem Brexit nicht einen ähnlichen Weg einschlagen könnte. Ein Journalist des Magazin «The Economist» sagte mir jüngst, er habe Martin Selmayr, der Junkers rechte Hand sein soll, diese Frage gestellt. Dieser habe gesagt: Auf keinen Fall. Die Schweiz sei *a pain in the neck*, eine äusserst mühsame Sache. Darauf lasse sich Brüssel kein zweites Mal ein.

Im Gegensatz zu Grossbritannien müssen wir nicht unter Zeitdruck verhandeln. Uns

droht kein vertragsloser Zustand. Das Wichtigste haben wir in jahrelangen bilateralen Verhandlungen geregelt. Gewiss wäre es schön, noch das eine oder andere unter Dach und Fach zu bringen, etwa ein Stromabkommen oder ein Dienstleistungsabkommen. Aber lebensnotwendig ist das nicht.

Es gibt kurzfristig nur eine wunde Stelle, wo die EU Druck aufsetzen kann: die Börsen-äquivalenz. Diese läuft Ende Jahr aus. EU-Kommissar Johannes Hahn drohte unverhohlen damit, ohne Rahmenabkommen die Äquivalenz nicht mehr zu verlängern. So undiplomatisch grob äussert man sich eigentlich unter Freunden nicht. Der Bundesrat muss sich deshalb ernsthaft überlegen, wie man eine neue Schikane parieren könnte. Wahrscheinlich sollte er auch unkonventionelle Wege prüfen. Wie wäre es etwa, wenn die Schweizer Börse, die SIX, eine Niederlassung in Vaduz gründete und die Börsengeschäfte aus dem EWR-Raum dort abwickelte? Das wäre freilich nur eine Notlösung nach dem Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Vertrauen schafft man mit solchen Mätzchen nicht.

Wichtiger ist, eine langfristige Strategie zu entwickeln, um aus der Sackgasse, in die wir uns auf dem Weg zu einem Rahmenabkommen verrannt haben, herauszukommen. Das heisst:

Erstens müssen wir die Rhetorik ändern. Hören wir auf, von roten Linien für die flankierenden Massnahmen zu sprechen. Der Lohnschutz ist wirklich kein unlösbares Problem. Er betrifft nur einen kleinen Teil unserer Volkswirtschaft, vor allem das Baugewerbe und dort insbesondere die Acht-Tage-Regelung. Aber er wurde von der EU und unseren Gewerkschaften unsinnigerweise zu einer Existenzfrage hochgeredet.



Wie wäre es etwa, wenn die Schweizer Börse, die SIX, eine Niederlassung in Vaduz gründete und die Börsengeschäfte aus dem EWR-Raum dort abwickelte?

Nüchtern betrachtet, sollte ein Kompromiss jederzeit möglich sein.

Zweitens müssen wir endlich über das Hauptproblem des Rahmenabkommens sprechen, nämlich die dynamische und quasiautomatische Rechtsübernahme. In den vom Abkommen betroffenen Bereichen wären wir verpflichtet, jede neue EU-Regelung zu übernehmen. Und falls die Schweiz davon abwiche, müsste sie ihren Entscheid dem Europäischen Gerichtshof zur Interpretation vorlegen. Das geht zu weit. Es führte zwangsläufig zu Konflikten mit unserer direkten Demokratie und zu einem irreparablen Souveränitätsverlust. Wir brauchen mehr Respekt für unsere Rechtsordnung. Sonst lassen wir das Rahmenabkommen besser sein.

Drittens sollten wir in unseren Erwägungen die neusten Entwicklungen berücksichtigen. Die EU hat ihren Zenit überschritten. Nach dem Brexit wird sie nicht mehr sein, was sie vorher war. Brüssel verliert an Gewicht, die Hauptstädte legen zu. Statt einer immer engeren Union werden in Europa lockere Arrangements zunehmen. Deshalb muss die Schweiz ihre Diplomatie vermehrt auf die Nationalstaaten ausrichten und dort stärker für ihre Interessen werben.

Und viertens sollten wir allen Übereifer vermeiden: nichts überstürzen, nicht aus den Verhandlungen aussteigen, alles auf Sparflamme weiterköcheln lassen. Warten wir gelassen den Ausgang der Brexit-Verhandlungen ab. Wir haben Zeit. Halten wir es da doch mit François Mitterrand, der meinte, man müsse auch der Zeit ihre Zeit geben.

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt heute an der Universität St. Gallen.



## Medienkritik

## Der Mief aus dem Nichts kehrt zurück



Ronnie Grob

Werner Bartens ist Historiker und Arzt sowie Sachbuchautor und Wissenschaftsjournalist. Als Letzterer leitet er seit 2008 das Ressort Wissen der «Süddeutschen Zeitung».

Dort erschien am 17. August 2018 sein Artikel «Mief aus dem Nichts» über Phantomgerüche. Er wurde im Rahmen eines institutionalisierten Artikelaustauschs mit Tamedia am 23. August unter dem Titel «Fata Morgana in der Nase» auch im «Tages-Anzeiger», am 25. in der «Berner Zeitung» und im «Berner Oberländer» und dann am 28. auch noch im «Bieler Tagblatt» veröffentlicht. Dazu erschien er in der 12-App und auf Websites dieser Zeitungen.

Wer neben dem «Tagi» auch die «Sonntags-Zeitung» abonniert hat, wird gestaunt haben, dort am 7. Oktober den gleichen Artikel noch einmal zu lesen, dieses Mal wieder unter dem Originaltitel der «Süddeutschen». Gut, ganz exakt gleich nicht, denn Vielfalt gab es immerhin in der Ausführung der Details, bald sind Tippfehler korrigiert, bald wieder nicht: «Etwa jeder fünfzehnte Erwachsene nimmt immer wieder Düfte und Gerüche wahr» (sz.de). «Etwa jeder 15. Erwachsene nimmt immer wieder Düfte und Gerüche wahr» («Sonntags-Zeitung») und «Etwa jeder fünfzehnte Erwachsene nimmt Düfte und Gerüche wahr» («Tages-Anzeiger»).

Den meisten Lesern wird das alles nicht aufgefallen sein, vielleicht ist es ihnen sogar herzlich egal. Aber warum soll jemand zwei Schweizer Zeitungen abonnieren, wenn beide Texte deutscher Zeitungen nachdrucken? Wer fangfrische Felchen aus dem Zürichsee bestellt, erwartet ja nicht, stattdessen Fische aus der Ostsee zu erhalten, die schon ein paar Tage herumgelegen sind. Wenn einem der Fischhändler regelmässig alten Fisch andreht, kauft man ihn eben woanders. Irgendwie stinkt es. Und es sind keine Phantomgerüche.

Ronnie Grob ist Redaktor beim «Schweizer Monat». (ronniegrob@gmail.com)

## 49 Prozent

## Forscherinnen aufs Podium!



Patrick Imhasly

Alessandro Strumias Timing hätte nicht schlechter sein können. An einem Seminar des Cern, der europäischen Organisation für Kernforschung bei Genf, sagte der italienische Physiker Anfang vergangener Woche: «Physik ist von Männern erfunden und aufgebaut worden.» Und er beklagte sich beim mehrheitlich weiblichen Publikum bitter, männliche Forscher würden gegenüber Frauen diskriminiert, unqualifizierte Frauen forderten aus politischen Gründen Jobs in den Naturwissenschaften ein.

Am Tag darauf erhielt die Amerikanerin Donna Strickland, zusammen mit zwei Männern, den Nobelpreis für Physik, als bisher dritte Frau. Strumia kam seine Entgleisung

teuer zu stehen - bis auf weiteres ist er von all seinen Funktionen am Cern entbunden.

Kaum waren die drei Träger des Physiknobelpreises bekanntgeworden, tauchte auf Twitter ein Video auf, mit dem der ebenfalls geehrte Laserphysiker Gérard Mourou vor ein paar Jahren Werbung für eine 850 Millionen Euro teure Laser-Forschungsanlage gemacht hatte. Was als witzige Form der Wissenschaftskommunikation gedacht war, ist in die Hosen gegangen: In einer Tanzszene im Labor lässt Mourou im Stile eines entrückten Master of Ceremony vermeintliche Mitarbeiterinnen sich ihre weissen Arbeitskittel vom Leib reissen. In den sozialen Netzwerken folgte ein Sturm der Entrüstung. Das Nobelpreiskomitee distanzierte sich vom Videoclip, nicht aber von der Verleihung des Preises an den französischen Physiker.

Die Beispiele zeigen: Nach einem Jahr hat die #MeToo-Bewegung auch die Welt der Wissenschaft erreicht. Strumias Haltung ist borniert und frauenverachtend, Mourous Auftritt einfach dämlich. Meistens aber wirkt Sexismus in der Wissenschaft viel subtiler. Männer zitieren sich häufiger selbst in ihren Studien, als Frauen das tun, und generieren

damit in der Wissenschaft mehr Aufmerksamkeit für sich. Frauen werden seltener als Männer angefragt, wenn es darum geht, Gutachten zu erstellen, die entscheiden, ob eine Studie in einem angesehenen Fachblatt publiziert wird. Sie werden weniger häufig als Rednerinnen zu grossen Wissenschaftskongressen eingeladen oder für die Vergabe von Wissenschaftspreisen nominiert.

Diese Phänomene haben auch damit zu tun, dass es zu wenig Frauen gibt, die in der Forschung überhaupt eine berufliche Karriere anstreben. Auf lange Frist braucht es deshalb Rollenbilder von Frauen, die in der Wissenschaft erfolgreich sind - so, wie die neue Physiknobelpreisträgerin Donna Strickland -, aber auch Jobsharing oder Teilzeitangebote für akademische Kaderstellen, weil das den Bedürfnissen der Frauen - und jenen vieler junger Männer - entgegenkommt.

Was aber können die Frauen derweil selbst gegen die Ungleichbehandlung in der Forschung unternehmen? Wissenschaftlich fragwürdig und etwas verbiestert erscheint mir die Strategie, welche die amerikanische Philosophin Nicole Hassoun empfohlen hat: eine Art Bechdel-Test, um Frauen in der Phi-



Nach einem Jahr hat die #MeToo-Bewegung auch die Welt der Wissenschaft erreicht.

losophie zu fördern. Der Bechdel-Test wird gerne von feministischen Filmkritikern eingesetzt und fragt danach, ob es in einem Film mindestens zwei Frauenrollen gibt, ob diese Frauen miteinander sprechen und zwar über etwas anderes als einen Mann. Gemäss Hassoun wäre eine philosophische Arbeit dann als frauengerecht zu bewerten, wenn darin zwei Philosophinnen zitiert würden, wovon mindestens eine ausführlich wiedergegeben würde - ohne Bezug auf die Arbeit eines Philosophen.

Es geht auch viel einfacher und effizienter. Diese Woche ist am deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg eine wissenschaftliche Konferenz abgehalten worden. Weil die Organisatorinnen keine Lust darauf hatten, wie üblich nur alte Männer auf dem Podium zu versammeln, hatten sie fast ausschliesslich fachlich hochqualifizierte Frauen für die wichtigen Referate eingeladen. Es hat sich niemand beklagt darüber, und die Konferenz war ein voller Erfolg.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».